

FORSCHUNG

vorstands», sagt Loetz. Im Gegensatz dazu lehnen heute die westlichen Gesellschaften ein Züchtigungsrecht des Familienvorstands ab und als schützenswert gilt die Unantastbarkeit eines Menschen, die Menschenwürde. An solchen Beispielen zeigt sich, wie sich die Grundwerte einer Gesellschaft historisch verändern.

Über Gewalt sprechen

Heute werden Formen von Gewalt öffentlich thematisiert, über die vor dreissig Jahren noch nicht gesprochen wurde, wie etwa sexuelle Belästigung, Mobbing, Stalking, Kindesmisshandlungen, häusliche Gewalt. Doch verbietet es die Scham oft, über andere Themen zu reden – geschlagene Männer, gewalttätige Frauen, homosexuelle Vergewaltigungen.

«Was Gewalt ist und was sie für schützenswert hält, bestimmt die Gesellschaft», erklärt Loetz. Gewalt ist eine historische Variable, die in jeder Gesellschaft und in jeder Epoche unterschiedlich artikuliert, verarbeitet, benannt oder verschwiegen wird. Die Sensibilität gegenüber Grenzüberschreitungen verschiebt sich, doch nicht jede Form von Gewalt kommt an die Öffentlichkeit. Was lässt die Scham zu? Was ist nicht tolerierbar? – Das sind die Fragen, die sich einer Gesellschaft immer wieder neu stellen. Geschichtswissenschaft könne zwar keine Gewaltprävention leisten, sagt Loetz, doch sie kann sensibilisieren – genau dies sei eine Voraussetzung für die Prävention.

Kontakt: Prof. Francisca Loetz, f.loetz@hist.uzh.ch

Literatur: Francisca Loetz: **Sexualisierte Gewalt 1500–1850**. Plädoyer für eine historische Gewaltforschung (Frankfurt 2012)

Francisca Loetz: **A New Approach to the History of Violence** «Sexual Assault» and «Sexual Abuse» in Europe, 1500–1850. Translation by Rosemary Selle (Leiden: Brill 2015)



Untersucht einen riesigen Korpus von Zeitungsartikeln aus Deutschland, Liechtenstein, Südtirol, Belgien, Luxemburg und der Schweiz.

Grammatikalische Entkrampfung

In der Schweiz liebt man den Dialekt, mit der Hochsprache aber tut man sich schwer. Gut möglich, dass die sprachpolitisch brisante Variantengrammatik, an der Linguistin Christa Dürscheid arbeitet, daran etwas ändert. Von David Werner

Die sprachliche Situation der Deutschschweiz ist bekanntlich eine besondere. Dialekte und Hochsprache werden hier scharf voneinander geschieden. Umgangssprachliche Mischungen und Ver-

wischungen, wie sie in Deutschland und Österreich gang und gäbe sind, sind in der Deutschschweiz nicht vorgesehen. Die Mundarten geniessen ein hohes Prestige und haben sich hier



Wie sie nach grammatikalischen Unterschieden: die Linguistin Christa Dürscheid.

als alleinige Form der Umgangssprache behauptet. Sie gelten als Sprache des Herzens, bringen regionale Identität und nationale Zugehörigkeit zum Ausdruck, stehen für Authentizität, Gefühlswärme, für Humor und Phantasie, für Nähe und Spontaneität.

Schwerer hat es das Hochdeutsche in der Schweiz. Man nutzt es – oft widerwillig – als Mittel zum Zweck, identifiziert sich aber selten damit. Viele bringen es in Verbindung mit schulischem Drill und Dominanzgehebe, Verboten, Kontrolle, Strammstehen, Hackenzusammenschlagen und

kaltem Schweiss. Häufig behaupten Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer, sich unwohl und fremdbestimmt zu fühlen, wenn sie vom Hochdeutschen Gebrauch machen.

Anarchischer als man denkt

Die Sprachwissenschaft hat einiges zu diesem trüben Bild des Hochdeutschen beigetragen, indem sie ihm die an Lieblosigkeit kaum zu überbietende Bezeichnung «Standarddeutsch» aufgedrückt und damit die Normung zu seinem Hauptmerkmal erklärt hat. Was ist von einer

Standardsprache zu erwarten, die in erster Linie Konformität einfordert und Abweichungen abstrafft? Sicher nicht viel Beglückendes.

Inzwischen aber ist in der Sprachwissenschaft einiges in Bewegung gekommen, das eine Imagekorrektur des Standarddeutschen erhoffen lässt. Seit einiger Zeit nämlich wächst in der Linguistik das Interesse am exakten Gegenteil jeder Einheitsnorm: der Varianz. Das 2004 erschienene «Variantenwörterbuch des Deutschen» sowie eine wachsende Zahl von Studien zur Variantenbildung zeigen, dass die Standardsprache viel an-

archischer, lebendiger und wandelbarer ist, als ihr Name glauben macht. Die sprachregionalen Unterschiede sind beträchtlich. So spricht man in der Schweiz von Unterbrüchen statt Unterbrechungen, von Brennsprit statt vom Brennspritus oder von Türfallen statt von Türklinken. In Österreich schreibt man im Gegensatz zum übrigen deutschsprachigen Raum färbig statt farbig, und die Aprikosen heissen dort Marillen. Was in Norddeutschland modderig ist, ist in Bayern und Österreich batzig, und in der Schweiz sowie in den meisten Gebieten Deutschlands ist standard-sprachlich das Wort pampig in Gebrauch.

570 Millionen Wortformen

Auf der Wortschatzebene – der Lexik – sind solche regionalen Varianten bisher am ehesten bekannt und auch am besten erforscht. Weniger bekannt und erforscht war bisher, wie gross der Variantenreichtum der Standardsprache in grammatikalischer Hinsicht ist. Das ändert sich nun gerade. Denn seit vier Jahren erforscht ein international zusammengesetztes Team im Rahmen

des grossangelegten Forschungsprojekts «Variantengrammatik des Standarddeutschen» an den Universitäten Zürich, Salzburg und Graz die grammatikalische Vielfalt innerhalb der geschriebenen deutschen Standardsprache. Es ist das erste Mal überhaupt, dass die grammatikali-

«Sprache häutet und verändert sich, indem sie ständig neue Varianten hervorbringt.»

Christa Dürscheid, Linguistin

schen Varianten und ihre regionale Verbreitung systematisch erfasst und dokumentiert werden. Die Basis der Untersuchung ist ein Datenkorpus mit über 570 Millionen Wortformen. Nach drei Jahren Aufbauzeit wurde es 2013 fertiggestellt. Das Korpus setzt sich aus den online publizierten Artikeln der Lokalressorts von 68 Zeitungen aus Deutschland, Österreich, der Schweiz, Liechtenstein, Südtirol, Belgien und Luxemburg zusam-

men. Texte, in denen Annäherungen an die mündliche Sprache zu erwarten sind, etwa Blogs, Internetforen oder Chaträume, wurden nicht berücksichtigt. Die Untersuchung dient nämlich ausdrücklich der geschriebenen Standardsprache. Die Zeitungen wurden nach einem bestimmten Schlüssel ausgewählt, damit die Regionen gleichmässig repräsentiert sind. Dazu wurde das gesamte zusammenhängende deutschsprachige Gebiet in fünfzehn Regionen unterteilt.

Irritation am Hauptbahnhof

Gegenwärtig wird dieses Korpus mithilfe avan-cierter computerlinguistischer Abfragemethoden auf die grammatikalischen Phänomenbereiche Flexion, Artikelgebrauch, Genus, Wortbildung, Wort- und Satzstellung, Phraseologismen und Kasuszuweisungen hin analysiert. Digitale Erfassungs- und Auswertungsverfahren sind die Voraussetzung dafür, dass eine empirische Untersuchung dieser Grössenordnung überhaupt durchgeführt werden kann. Zudem hat die automatisierte Datenauswertung den Vorteil, dass auf

Gääh!

Strath
Krankheitsübertragendes
Tropfen

100% natürlich

Made in Switzerland

Chronisch müde?

Dabei sein und Talente der Jugendlichen fördern:

SEK-II-Lehrer/in werden.

Lehrpersonen der Sekundarstufe II sind Fachleute für das Lehren und Lernen an Gymnasien, Fach- und Berufsmittelschulen.

Das Lehrdiplom kann in folgenden Fächern erworben werden: Geschichte, Sport und ab Herbst 2016 Deutsch, Englisch, Französisch, Geografie und Mathematik.

Jetzt Infoveranstaltungen:
www.phlu.ch/infoveranstaltungen

PH LUZERN
PÄDAGOGISCHE HOCHSCHULE

Lehrdiplom
Maturitätsschulen
www.s2.phlu.ch

diese Weise grammatikalische Phänomene ans Licht kommen, welche die Forschenden zuvor gar nicht im Visier hatten.

Christa Dürscheid, Co-Leiterin des Projekts und Professorin für Deutsche Sprachwissenschaft an der UZH, erinnert sich noch genau, was sie vor mehreren Jahren auf die Idee brachte, sich näher mit der Variantengrammatik zu beschäftigen: Eines Tages, erzählt sie, sei ihr am Zürcher Hauptbahnhof ein Plakat des Schweizerischen Bauernverbandes aufgefallen. Auf dem Plakat sei ein Kätzchen in bestickter Sennenbluse zu sehen gewesen, darunter habe der Spruch gestanden: «Gut, gibt's die Schweizer Bauern». Christa Dürscheid lebte zu diesem Zeitpunkt noch nicht lange in der Schweiz. Als Deutsche irritierte sie die Satzgliedstellung des Slogans. Auf das Prädicat gut hätte ihrer Meinung nach ein Dass-Nebensatz folgen müssen: «Gut, dass es die Schweizer Bauern gibt» – so hätte der Satz ihrem Sprachgefühl nach lauten müssen.

Inzwischen sieht sie das aber anders. Wie Untersuchungen im Rahmen der Variantengrammatik zeigen, kommen Nebensatzkonstruktionen mit Verb-Erststellung wie «gut, gibt's die Schweizer Bauern» oder «Schade, geht er fort» in Schweizer Zeitungstexten recht häufig, in Deutschland und Österreich immerhin vereinzelt vor. «Es handelt sich um ein konzeptionell mündliches Satzgefüge, das in der Schweiz auch im schriftlichen Gebrauchsstandard vorkommt», sagt Dürscheid.

Plural von Tunnel

Um die Befunde aus der Korpusauswertung sowohl der Wissenschaft als auch einem breiteren Publikum zugänglich zu machen, verfasst das dreizehnköpfige Projektteam auf der Basis des 2013 fertiggestellten Korpus zurzeit ein Online-Nachschlagewerk, das systematisch darüber Auskunft geben soll, in welchen Regionen des deutschsprachigen Raums welche grammatikalischen Varianten gebräuchlich sind. Die einzelnen, multimodular aufgebauten Einträge sind untereinander verlinkt und mit der Möglichkeit zur Belegeinsicht versehen. Kartografische Darstellungen veranschaulichen die geografische Verbreitung der jeweiligen Varianten. So kann man zum Beispiel mit einem Blick erkennen, wo der Plural von Tunnel mit einem «s» markiert wird und wo nicht: Im Südtirol, in der Schweiz

und in Luxemburg fährt man «durch viele Tunnels», in Nord- und Mitteldeutschland hingegen «durch viele Tunnel», und in Österreich und Süddeutschland sind beide Varianten gebräuchlich.

Man kann sich nun natürlich fragen, ob grammatikalische Vielfalt überhaupt wünschenswert und darstellenswert sei. Den bunten Formenreichtum des Wortschatzes lässt man sich gern gefallen, die Uneinheitlichkeit grammatikalischer Phänomene dagegen verursacht manchmal Kopfschmerzen. Schreibt man nun die E-Mail oder das E-Mail? Durchweg oder durchwegs? Wären konsequente Normen gerade für Lernende und Lehrende nicht praktischer als ausführliche empirische Beschreibungen der gelebten sprachlichen Realität? Chris-

*Die Variantengrammatik
führt vielleicht dazu, dass man
in der Schweiz zu einem
selbstbewussteren Umgang mit
der Standardsprache findet.*

ta Dürscheid weist diesen Einwand zurück. «Die Vitalität einer Sprache», sagt sie, «liegt in ihrem Variantenreichtum. Sprache entwickelt sich weiter, häutet und verändert sich, indem sie ständig neue Varianten hervorbringt und ausprobiert.»

Die grossangelegte Studie, die unter anderem vom Schweizerischen Nationalfonds unterstützt wird, füllt eine grosse Lücke in der Beschreibung der deutschen Grammatik. Bisher gab es nämlich keine verlässlichen und systematischen Erkenntnisse dazu, ob eine grammatikalische Variante zum sprachlichen Standard gehört oder nicht. Auf Normen allein kann man sich bei einer solchen Bestimmung nicht stützen, da die Grammatik des Deutschen entgegen der landläufigen Vorstellung viel weniger durchreglementiert ist als zum Beispiel die Orthografie. Was wo als standardsprachlich gilt, ist meist eine Frage des Gebrauchs. Um eine haltbare Aussage darüber zu machen, ob eine Variante in einer Region zur standardsprachlichen Konvention gehört oder nicht, muss man deshalb zuerst herausfinden, wie häufig sie in standardsprachlichen Situationen verwendet wird.

Solche statistischen Befunde aber existierten bisher nicht, weshalb man die Angaben zu gram-

matikalischen Varianten in den einschlägigen Nachschlagewerken mit Vorsicht geniessen muss: Sie sind weder vollständig noch empirisch erhärtet. Wer zum Beispiel etwas darüber erfahren will, wie es um die Genitiv-Varianten des Wortes Prototyp bestellt ist, findet im Duden nur eine Form: nämlich des Prototyps. Die andere Variante – des Protoypen – wird nicht genannt. Zu Unrecht, wie die statistische Untersuchung zeigt: Die zweite Genitiv-Variante kommt nämlich fast so häufig vor wie die erste. Gemäss der Variantengrammatik darf sie als standardsprachlich gelten, auch wenn sie nicht im Duden verzeichnet ist.

Das Beispiel zeigt, wie die Variantengrammatik vorgeht: Sie entscheidet nicht normativ, was richtig oder falsch ist, sondern bringt mithilfe statistischer Daten ans Licht, welche grammatikalischen Konstruktionen als standardsprachlich gelten können und welche nicht.

Mehr Mut zum Helvetismus

Nachschlagewerke wie der Duden werden zukünftig dank dieser empirischen Befunde wesentlich fundiertere Angaben zu grammatikalischen Varianten machen können als bisher. Darüber hinaus hofft Christa Dürscheid auf einen grundsätzlichen Perspektivenwechsel im Umgang mit Varianten – im Duden genauso wie im allgemeinen Sprachbewusstsein. Bisher dominierte nämlich die Auffassung, Varianten seien blosser Abweichungen von einer (in der Regel norddeutschen) Normvariante.

Das Forschungsprojekt Variantengrammatik sieht dagegen die Alternativen konsequent als gleichwertig an, was von einiger sprachpolitischer Brisanz ist, bricht dieser Ansatz doch mit der Tradition einer impliziten Abwertung süddeutscher, österreichischer und schweizerischer Varianten. Wer der Meinung ist, diese Tradition habe nun «lange genug» gedauert, soll dies zukünftig ohne falsche Scham – und ohne die Sphäre des Standardsprachlichen zu verlassen – auch mit einem Helvetismus sagen können: Es hat «genug lange» gedauert. Vielleicht wird dieser Perspektivenwechsel dereinst auch dazu führen, dass man in der Schweiz zu einem selbstbewussteren, unverkrampfteren Umgang mit der Standardsprache findet.

Kontakt: Prof. Christa Dürscheid, duerscheid@ds.uzh.ch